eigenartige Betrachtungen darüber anstellen können, was alles der Kunst auf diesem Gebiete möglich ist. Die Gärtner und Blumenzüchter haben ja in der Herstellung der verschiedenartigsten Farben und Formen bei den Blumen ganz achtbare Leistungen hervorgebracht; sie haben noch ausländischen Muster in den letzten Jahren Tulpen und andere Blumen künstlich gefärbt und haben diese Geschmacksverirrung auch in der jetzigen Kriegszeit nicht aufgegeben. Die Gärtnerkunst und auch die Unsitte der künstlichen Nachfärbung der Blumen hat aber ihre natürlichen Grenzen, diese gibt es jedoch für den Verfertiger künstlicher Blumen leider nicht, und so begegnen uns denn Rosen in den unmöglichsten Farben, wie himmelblau, braun oder lila und feldgrau, feldgraue und rote Stiefmütterchen und Veilchen, ja sogar hellgelbe Veilchen usw. Die Mode kehrt sich längst nicht mehr an den in der Natur vorhandenen Zusammenhang zwischen Form und Farbe der Blumen; auch in vielen anderen Beziehungen haben wir eine solche Trennung von Farbe und Form vollzogen, es sei nur an die Rosette erinnert, die uns außer in der Mode und Kleidung in der Baukunst, Zeichenkunst, im Schmuckgewerbe und auf vielen anderen Gebieten begegnet, und bei der wir nur an die Rosenform, nicht im geringsten aber mehr an die Farbe der Rose denken. Trotzdem sollten die Hersteller künstlicher Blumen bedenken, daß auch ihrer Kunst bestimmte Grenzen gezogen sind, und daß sie diese bedeutend überschreiten, wenn sie die Geschmacklosigkeit begehen, rote oder feldgraue Veilchen für den weiblichen Hutschmuck anzufertigen.

Die Chinesinnen und Japanerinnen tragen keine Hüte; sie gehen im Sommer mit bloßem Kopf, aber nie ohne Sonnenschirm aus. Der breite Strohhut, den die Damen- und auch die Herrenwelt bei uns im Sommer trägt, ist eigentlich nichts anderes als ein auf den Kopf gefallener Sonnenschirm, der außerdem den Vorteil bietet, daß er nicht mit der Hand getragen zu werden braucht. Den alten Griechinnen und Römerinnen — oder richtiger gesagt den Griechinnen und Römerinnen der alten Zeit — war der Hut ebenfalls unbekannt; nur die Männer trugen ihn auf Reisen als Schattenspender und in veränderter Form als Helm zum Schutze des Kopfes im Kampfe. Bei den Naturvölkern sind die Samoanerinnen die einzigen, die große Blüten, die bereits oben erwähnt wurde, als Hüte tragen. Bei diesen hat aber der Blumenhut, der richtige Blumenhut, noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Die welkende Blume scheidet Wasserdampf aus, und dadurch das Verdunsten des Wassers seit der Temperatur herab. Deswegen packt noch vielfach auf dem Lande die Bäuerin die Butter in große Kraut- oder Rübenblätter ein, weil das aus den Blättern langsam verdunstende Wasser die Butter kühl hält. Ein berühmter Berliner Tragöde, der an einem heißen Sommerabend den Hamlet gespielt hatte, sagte, als er aus der Theatervorstellung erschöpft nach Hause gekommen war, zu seiner Frau: „Weib, laß mir eine saure Gurke holen und setze mir den frischen Lorbeerkranz auf." Von der sauren Gurke erhoffte er die innere und von dem frischen Lorbeerkranz die äußere Kühlung. Und nun begreifen wir es auch, weshalb der Lorbeer im Altertum das Siegeszeichen darstellte. Man krönte mit seinen Zweigen oder mit den aus seinen Blättern hergestellten Kränzen die Sieger in den Wettkämpfen, um ihre vom Kampf erhitzten Stirnen zu kühlen. Als man später die ursprüngliche Bedeutung des Lorbeers nicht mehr kannte, verwendete man auch frische Lorbeerblätter als Ruhmesgewölbe, und man tut dies heute noch. Nun verstehen wir es aber auch, weshalb sich die alten Römer beim Zechen die Köpfe mit Rosen bekränzten und mit diesem Schmuck auch die Becher und ihre Lagerstätten. Den Rosen schrieb man Kühlung, ein mit Blumen bekränzter Becher hält den Trank länger frisch und kühl; darum singen wir in Rheinweinliedern wohl vom „bekränzten Becher", wir tun dies aber leider nicht. Bei ihren Tanzreigen im Freien schmückten die jungen Mädchen der alten Griechen und Römer ihre Köpfe mit Kränzen aus frischen Blumen in der Hitze des Tanzes, und aus demselben Grunde, aus dem es ihre Väter beim Zechen taten. Das gleiche geschieht heute noch bei uns vielfach auf dem Lande.

Wiederholt ist neu angeregt worden, den aus künstlichen Blumen bestehenden Schmuck der Frühjahrs- und Sommerhüte der Damen durch einen solchen aus natürlichen Blumen zu ersetzen. Die selbe angenehme und wohltuende Wirkung, wie sie ein frischer Blumenkranz auf seine Trägerin ausübt, würde dieser Blumenschmuck nicht ausüben können, weil das Strohgeflecht des Hutes diese wohltuende Wirkung zum größten Teile aufheben würde. Den Blumenbinderinnen wäre freilich eine solche Mode schon recht; sie läßt sich aber nicht durchführen, weil sie unpraktisch und zu teuer wäre. Unsere Damenwelt muß sich also mit künstlichen Blumen begnügen. Und eine geschmackvolle, nicht überladene Blumenzier auf dem Frühjahrs- oder Sommerhut sieht auch den meisten Damen ganz allerliebst zu Gesicht. Da an der Pracht der natürlichen Blumen doch in allererster Linie das Auge seine Freude hat, kann ein Schmuck künstlicher Blumen die natürlichen sehr wohl ersetzen. Es wäre aber zu wünschen, daß sich die Kunst in der Nachbildung der Natur nicht allzuweit von den mustergültigen Vorbildern, die diese bietet, entfernte. Denn sie stört dadurch unser Empfinden, und es wäre gewiß doch nichts leichter, als gerade diese Uebertreibung zu meiden.

Die ungalanten Pariser und die Schaffnerinnen.

Die Figur des weiblichen Straßenbahnschaffners ist eine sozusagen internationale Erscheinung geworden. Aber während die Schaffnerinnen in Deutschland und England sich mit einer Laune in ihre neue soziale Stellung gefunden haben und in ihrer Betätigung vom guten Willen des Publikums unterstützt werden, sind ihre Pariser Kolleginnen weitaus weniger glücklich daran. Sie leiden an der geringen Rücksichtnahme der Fahrgäste und klagen besonders über den für sie schwerwiegenden Mangel an galanten Männern. Also so sehr hat der Krieg die Sitten der Franzosen verändert und ihren angesammelten Rohm verloren gemacht, daß nach der sprichwörtlich gewordenen französischen Mode auch die ebenso sprichwörtliche französische Galanterie immer deutlicher dahinschwindet. Und wenn man einer Schilderung des Journal des Débats Glauben schenkt, erscheint das Tagewerk der Pariser Straßenbahnschaffnerinnen tatsächlich wenig beneidenswert: „An den stillen Morgenstunden, in denen der Verkehr noch nicht zur lärmenden Bewegtlichkeit seiner vollen Stärke erwacht ist, bieten die jungen Frauen in ihren dunklen Uniformen, die mit gezogenen Mänteln auf den Plattformen ihrer Wagen stehen, den Anblick von Menschenkindern, die mit ernstem friedenem Sinn und guter Laune ihrer Berufspflicht nachgehen. Vor den Stoppen, in denen die Wagen gereinigt und zusammengestellt werden, sitzen diese uniformierten Mädchen und Frauen plaudernd auf den Bänken, während sie das mitgenommene Frühstück verzehren. Um diese Zeit sind auch die wenigen Fahrgäste ganz liebenswürdig, und manch unterbrochenes Gespräch wird wieder aufgenommen, wenn sich in den dahinsausenden Wagen. Doch später, wenn der Verkehr seine volle Stärke erreicht hat, wenn jedermann mit größmöglicher Eile nur nach seinem Ziel strebt, wenn alles fiebert, wenn Sorgen und Geschäftsgedanken die Köpfe beschweren, hat die Zeit begonnen, die für die Pariser Schaffnerin eine Umsumme von Aerger und Qualen, Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten mit sich bringt. Dann stößt sich alles vor den Plattformen, man drängt sich in den Mittelgang, man streitet um die Stehplätze, und dann muß die Pariser Schaffnerin durch ihr Schwerz erkennen, daß sie nur eine schwache Frau ist, die niemandem Respekt einflößt. Und an den weitesten Orten werden die Leute immer wieder, daß sie schon zwanzigmal hätten aussteigen können, wenn nicht diese ungeschickten Schaffnerinnen sich. Und Straßenbahnen aber sieht es vor, allen Verfügungen mit starrem Schweigen zu begegnen, sie sieht die Mitmenschlichen und die Fahrgäste weiter, während ringsum Flüche und Verwünschungen ertönen. Die ganz Unglücklichen aber mißachten die Gebote der Schaffnerin und drängen vorwärts, bis die Wagen ohne sich einen Vorschriften und Verbote zu kümmern. Schließlich, wenn sie sich gar nicht mehr zu helfen weiß, mit der Schaffnerin tätlich aus. Sie schimpft sich nicht so benehmen, wenn ich ein Mann wäre! Und damit hat sie leider nur allzu recht: denn die Unanständigsten werden mit einem Schlage zu kanfen Lämmern, wenn sie anstelle der schwachen Schaffnerin einen Schutzmann erblicken . . ."

Die Zwiebel als Lebenserhalter.

Die reichste Frau in den Vereinigten Staaten, die durch ihren hervorragenden Geschäftssinn und ihre Bedeutung für Wall Street berühmt gewordene Frau Heity Green, ist durch die sonderbare Vorliebe bekannt, die sie dem Genuß der Zwiebel entgegenbringt. Als eine Abgesandte von Presseleuten Frau Green in Hoboken, N.-J., durstlag begleichwünschte, so berichtet sie „Neuen Welt", war die zwiebelfreundliche Millionärin gerade damit beschäftigt, eine der von ihr so geschätzten Erdfrüchte zu verspeisen. „Ich esse Zwiebeln täglich", erklärte sie, „aber meine Gesundheit ist hohen Alter ist nur auf die Zwiebeln zurückzuführen. Wenn jeder Mensch, wie ich, Zwiebeln zur Hand hätte, wäre die Welt viel gesünder als sie jetzt ist."

Oeffentliche Waschhäuser

mit allen technischen Erleichterungen werden von Sozialreformern zugunsten der Frauen des Weiterstandes vielfach gefordert. In Mannheim besteht schon seit Jahrzehnten ein solches akademisches Waschhaus, das der fortschreitenden Technik entsprechend ausgestaltet ist und viel benutzt wird. Die Miete eines abgeteilten Waschraumes kostet 20 Pf. die Stunde. Heißes und kaltes Wasser, Handzentrifugen, Dampftrockenräume stehen zur Verfügung, sodaß in wenigen Stunden die reine trockene Wäsche mitgenommen werden kann. Derartige Waschhäuser, in denen womöglich ein Raum sein müßte, wo Kinder, während die Mütter an der Arbeit sind, behütet werden, würden dazu beitragen, die überbürdeten Arbeiterfrauen zu entlasten und gleichzeitig der Hygiene dienen.

Drei weibliche Fuscher

haben in der Leipziger Fachschule zum ersten Male ihre Prüfungen bestanden, die drei Frauen wurden durch Prämien ausgezeichnet.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 15:
„Berg, Sage, Lid, Erz — Bersagtieri".

Richtige Lösungen gingen ein 64. Die Gesamtzahl der Einsendungen betrug 65. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: B. Franke, Käthe Breitter, Georg Ebert, M. Geißler, Charlotte Dublick, Werner Göhring, Luise Hesse, Ernst Hädicke, O. Kaufmann, Oskar Heilemann, Richard Schmidt, Gerhard Wolfgang, Walter Wolfgang, Marie Hoyer, Kurt Marschner, Kurt Hanisch, M. Fernisch, Fr. Golke, Käthe Stiller, Margarethe Wolff, Oskar Danke, Hans Kummer, Martin Kleinschmidt, Albert Bierbrauer, Gretchen Fischer, Erna Fischer, Geschwister Schultze, B. Berastein, Rudolf Hollupp, Bal. Bender, Hans Stüwe, Hans Kolpisch, Frau Ida Koch, Fritz v. Jacobs, Paul Horn, Frau Rudel, Frau Grete Hanke, Frau E. Saalfeld, Frau Jagemann, Elisabeth Schwarze, Gerhard Schwarze, Fritz Dietz, R. Helmecke, Wilhelm Rückel, Frau Kirchhoff, Anna Wittstock, Bertha Peter, Grete Sachs, Kurt Linke, M. Fritze, M. Böttcher, W. Jansen, Arthur Harting, Frau Bertha Rudolphi, Else Wilders;

von auswärts: Luise Mühlemann-Ermsleben, Karl Weiecke-Dessau, Richard Mühlmann-Förbig, Oskar Dietrich-Wernigerode, Weber-Neuhesa, Otto Paul Löderitz, Margarethe Fischer-Wedersleben, B. Trümpler-Querfurt, Paul Lachmann-Dölau, Sandke-Frankfurt a. M., Becker-Cottbus, Emma Krause-Gutenberg.

Die Prämie: Großes illustriertes Märchenbuch von Ida Lakkowitz,

entfiel auf **Margarethe Wolff**, hier.

Ergänzungs-Rätsel.

(Von Kurt B.-Halle.)

— eer — — gen, Lo — — —, Dima — — — —,
— elan — — r, — u — — dorff, — — pe,
— an — — l — ü — — ern, — — no, — tunh — — d,
— — gä — —, — eran.

Die Striche sind durch Buchstaben zu ergänzen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: 1. Heerführer im Westen. 2. Stoffart. 3. Stadt an der östlichen Front. 4. Britische Kolonie in Asien. 5. Heerführer im Osten. 6. Baum. 7. Biblischer Vorname. 8. Hospital des Pferdes. 9. Römische Göttin. 10. Altdeutsche Behörde. 11. Griechischer König. 12. Kurort. Die eingefügten Buchstaben ergeben zusammengestellt einen Zubelrag für das deutsche Volk.

Prämie: „Götter- und Heldensagen der Germanen" von G. A. Ritter.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Schachaufgabe.

Vierzüger von Dr. H. v. Gottschall.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 4. Zuge matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 15.
Zweizüger von G. Dobbs.
Dg4—e2.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Knoll, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Ernst Ellester, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 16 | **Halle, Sonntag, den 16. April** | **1916**

So recht! Die Läden auf, daß wir dem Tagesschein,
Dem Sonnenlicht entgegenlachen.
Nur werft, um alles hell zu machen,
Uns nicht die Fensterscheiben ein.

Jacobi.

Der Lebenslauf der beiden Bäche.

Skizze aus dem sächsisch-thüringischen Braunkohlenrevier.

Die beiden Bäche waren Nachbarskinder, denn ihre Wiegen standen nicht weit voneinander, aber doch liefen sie in ihrer Jugend nebeneinanderher, ohne sich zu kennen, denn der eine, der größere, stammte aus vornehmem Hause, er entsprang dem Muschelkalkfelsen auf einer Höhe, wo sich das Grundwasser zu einer starken Quelle gesammelt hatte, der andere dagegen war ein einfaches Kind von Lande, denn ihn gebar die heimatliche Scholle an einer Stelle, wo das Wasser sich durch den Lehm und Kies hindurch- und dann zusammengefunden hatte und nun ins Freie drängte.

So ging zunächst jeder der beiden seinen Weg still für sich, langsam, aber stetig talabwärts.

Der größere Bach erlebte in seiner Jugend allerhand Interessantes und langweilig wurde ihm das Leben eigentlich nie. Als kristallklarer Quell strömte er burtig über den bunten Kies und Sand und die grauen Muschelkalkbrocken dahin, so klar floß er dahin, daß sich die Forellen in ihm äußerst wohl fühlten und munter umhertummelten, sich jagten, unter die Steine versteckten und, unter den überhängenden Ufern auf Fliegen lauernd, an dem hellen Wasser ihre Freude hatten.

Auch sonst fehlte es dem größeren der beiden Bäche nicht an Unterhaltung. Die Bachstelze begleitete ihn, stolzierenden Ganges, komisch mit dem Sterz wippend, und trillerte ihm etwas vor, und der Eisvogel zeigte ihm sein strahlendblaues Gewand, und er jagte schnellen Fluges, mit einem Fisch im Schnabel, ein Stück Weges begleitete. Einmal bekam er sogar ganz vornehmen Besuch: ein königlicher Reiher kam majestätisch angezogen, kreiste ein paarmal über ihm und kam zu ihm herunter, wo er sichs gleich bequem machte und zur Mahlzeit nicht lange nötigen ließ.

Da der Bach jung und stark war, tat er den Menschen den Gefallen und trieb ihnen, da sie selbst zu schwach waren, eine Mühle, und merkte nicht, daß sie ihn dazu zwangen.

Doch schnell eilte er dann weiter und gelangte ins Städtchen, wo er noch blank und rank war, bald der Freund der Kinder wurde, die an ihm spielten, und der jungen Mädchen, die an ihm spazieren gingen und seinem Murmeln manches anvertrauten, was sie nicht weiter sagen sollte.

So verlebte er seine Jugend voller Kurzweil und ohne Sorgen.

Auch dem zweiten Bache, dem kleineren von den beiden, ging es in seiner Jugend nicht schlecht. Zwar konnte er, da er ja nicht aus so vornehmem Hause stammte wie der größere, nicht so elegant über Kies und Gestein springen wie jener, sondern schritt nur munter und zufrieden über den schmutzigen Grund dahin, doch blieb auch sein Wasser klar, sodaß man jedes Herbstblatt, das von den Erlenwipfeln zu ihm herabrieselte, auf seinem Grunde liegen sehen konnte. Forellen, die den größeren Bach begleiteten, lernte er auf seinem Jugendpfade nicht kennen, aber Karpfen ruhten gern in seiner Uferhöhlung, Hechte schossen mit ihm talabwärts und Weißfische schwammen mit ihm mit, so daß es ihm nicht an Gesellschaft fehlte. Dann trieb ihm das Käutzchen aus der Klopfweide sein: „Komm mit!" zu und der Steinmarder flüchtete eilenden Laufes neben ihm her.

Nur die Menschen drängten sich näher an ihn heran als ihm lieb war, bauten ein, zwei, drei Dörfer an seinem Bett entlang, ließen ihn eine Mühle treiben, bauten Stege und Brücken über ihn weg und störten ihn überhaupt mit ihrem lauten Wesen, so daß er froh war, als er ihnen durch den weiten Grund hin enteilen konnte, wo ihn nur die Wildenten gelegentlich besuchten, wenn sie sich auf der Haferstoppel satt geäßt hatten und danach wässern wollten, oder der bunte Fasan zu ihm herab kam, um Wasser zu schöpfen.

So kam er an die alte Stammauer der Teichschloßruine, wo einst die Herzöge wohnten, wenn sie das Wildgeflügel schossen und die Reiher von dem Falken herunterholen ließen. Voll Ungestüm drängte der Bach durch das Gemäuer hindurch, daß das aufspritzende Wasser die Schneeballblüten und Holunderdolden trof und über das wirre Brombeergerank und die niedrigen Eisenzweige hinwegging.

Und die hohen Erlen rauschten in ihren Wipfeln und verständigten sich mit dem murmelnden Bache, und die Kopfweiden neigten ihre Zweige bis zu ihm hinunter, die Geleiter seiner Jugend, die seinen Weg weithin kenntlich machten.

Doch so schön die Jugend der beiden Bäche war, das Alter hielt nicht, was ihnen die Jugend versprochen hatte, weder dem einen noch dem andern.

Der kleine Bach hatte mit dem Teichschloß die Jugend hinter sich gelassen und hatte nun den Kampf mit dem Leben, mit den Menschen zu bestehen, und was stellten sie mit ihm alles an!

Ihre Wiesen mußte er berieseln, wenn es ihnen recht dünkte, und was half es ihm, wenn er ihnen das Lehr eindrückte, sie bauten ihm ein neues, kräftigeres dafür hin, oder was half es ihm, wenn er ihnen die Wiesen verschlammte, sie freuten sich noch, daß er sie so gut düngte.

Auch die Fischteiche mußte er bewässern, damit die alten trägen Teichkarpfen zu leben hatten, und wenn er auch aus Aerger nach dem Regen den Teich so voll Wasser machte, daß die ganze Fischbrut mit ihm fortschwamm — der Mensch machte von da ab das Netz höher, baute eine Schleuse und war ihm doch über.

Aber das Schlimmste kam noch: Die Menschen zwangen ihn, die Abwässer aus der Kohlengrube mit hinwegzutragen. Da half ihm kein Spucken, er mußte das Gebräu schlucken und den Pflanzen der Atem ausging, oder den Wegkies im Parke verschmutzte, die Menschen machten dann die schwarze Suppe zeitweise ein wenig dünner, um sie dann wieder umso stärker einzubrauen. Und da sie sahen, daß er die schwarze Brühe vertragen konnte, gaben sie ihm noch mehr zu trinken und leiteten noch ein zweites Kohlenwasser in seinen Lauf, das beinahe noch schwärzer war, als das erste.

„Pfui!", sagten die Menschen, „wie sieht der Bach schwarz aus", und dachten nicht daran, daß sie ihn geschwärzt hatten, oder „Pfui, wie riecht das Wasser übel!" und wollten nicht zugeben, daß sie daran schuld waren, weil sie seine Zuwässer nicht gefiltert hatten. —

Doch auch dem großen Bach ging es im Leben nicht gut. Auch ihm spielten die Menschen übel mit, sie ließen ihn arbeiten, daß es bald über seine Kräfte ging, in jedem Dorf mußte er eine Mühle treiben, und der Dörfer standen viele an seinem Ufer entlang. Doch wäre das noch nicht das Schlechteste gewesen, aber auch ihm schickten die Menschen die braunschwarze Suppe aus den Kohlengruben zu, einmal, zweimal, dreimal, es war ihm schließlich gleichgültig wie oft, denn die Begleiter seiner Jugend blieben von da ab weg und sein Stolz war gebrochen.

So war der große Bach froh, daß sich der kleine ihm näherte, ein Genosse im Unglück, und sie ihren Weg von nun ab zusammen weitergehen wollten.

So trotteten die beiden Unglücksgenossen ihren Pfad weiter, es war ihnen gleichgültig geworden, daß sie noch mehr Mühlen treiben oder noch mehr Kohlenwässer schlucken mußten. Ihre Begleiter waren zurückgeblieben, die Forellen und Hechte, die Eisvögel und Karpfen, nur die Erlen und Weiden blieben ihnen treu, und wenn das Käuzchen ihnen zurief, gedachten sie ihrer Jugend, als sie der Reiher besuchte und der Fasan zu ihnen kam. —

Und doch sollten sie noch einmal aufatmen dürfen. Als sie durch ein langes Schilfröhricht gewandert waren, kamen sie in einen großen, seeartigen Teich, durften dort den Kohlenstaub ablegen, den ihnen die Menschen aufgepackt hatten, durften aufatmen und sich ihrer blanken Fluten freuen, die den Teich schwellen ließen. Auch Gäste stellten sich bei ihnen wieder ein, die Wildenten und Blässhühner waren in Scharen bei ihnen, auch die stolzen Schwäne und der seltene Haubentaucher fehlte nicht, und die Wintergäste brachten ihnen an Möven und nordischen Fremdlingen soviel, daß ihr Haus fast zu eng wurde.

So hatten sie im Alter noch gefunden, was sie erstrebt. Und als sie nach längerem Verweilen den Hinterteich und Vorderteich verließen und sich dem ewigen Wasserstrome anschlossen, der nach dem Meere geht, da blickten sie bis auf ihre Quellen zurück: sie hatten viel erlebt in ihrem Leben, in dem Lebenslauf der beiden Bäche.

R. L.

Gedenktage der Woche.

16. April 1817 * Der Staatsmann Rudolf Delbrück in Berlin († 1903).
1915 Erfolgreicher Luftangriff auf Südostengland.

17. April 1774 * Friedrich Körig, Erfinder der Schnellpresse, in Eisleben († 1833).
1835 Entdeckung von Schimonosek zwischen Japan und China.
1897 Kriegserklärung der Türkei an Griechenland.

18. April 1521 Luther auf dem Reichstage in Worms.
1864 Erstürmung der Düppeler Schanzen.
1873 † Justus v. Liebig in München († 1803).
1906 Großes Erdbeben in San Francisco.

19. April 1560 † Philipp Melanchthon in Wittenberg († 1497).
1882 † Charles Darwin († 1809).
1906 † Curie, Entdecker des Radiums, in Paris († 1859).

20. April 1808 * Napoleon III. in Paris († 1873).
1915 Kretmanschaft in Südwestafrika von den Engländern besetzt.

21. April 1736 † Prinz Eugen in Wien († 1663).
1782 * Friedrich Fröbel in Oberweißbach († 1852).
1910 † Mark Twain († 1835).

22. April 1724 * Kant in Königsberg († 1804).
1913 Einnahme Skutaris durch Montenegro.
1915 Die Deutschen erzwingen den Uebergang über den Yperkanal bei Steenstraate.

Der Jüngste.

Eine Skizze aus dem Elsaß.

Von H. Schede-Heller (Straßburg).

Auf dem großen Landsitz der reichen Frau Haffner war es seit dem Krieg immer einsamer geworden. Die Hoffnung gewisser Kreise, daß die Chasseurs-Alpins mit schmetternden Clairons wieder in das kleine Vogesenstädtchen einziehen und wie in den ersten Kriegstagen die Trikolore auf dem Rathausturm hissen würden, war nicht in Erfüllung gegangen. Wie ineinander verbissen, standen sich die deutschen und französischen Linien gegenüber. Kein Zoll Erde wurde preisgegeben. Nur manchmal donnerten die Kanonen lauter. Dann flutete es in den engen Straßen von vielen Feldgrauen. Die Häuser waren bis obenauf mit Einquartierung besetzt, und deutsche Lieder hallten über die Mauern und Dächer der stillen Stadt.

Die alte Dame vermied es geflissentlich, mit den Offizieren zusammenzukommen, denen ihr schönes Landhaus ein willkommenes Obdach bot. In ihren Augen waren sie die Eindringlinge, die Feinde, und sie litt unter dem Zwang der Zeit. Es war ihr, wie so vielen Elsässerinnen, im Frieden nie recht zum Bewußtsein gekommen, daß das Elsaß wieder deutsch war. In dem Vogesentälchen nahe der französischen Grenze lebte sie fast wie in Frankreich. Ihr Mann war ein entschiedener französischer Patriot. Alles Deutsche wurde ängstlich ferngehalten. Die Töchter heirateten nach

Paris. Der älteste Sohn wurde in Saint-Cyr zum Offizier ausgebildet. Nur den Jüngsten, Guy, hatte die Mutter nicht hergeben wollen. Nun hatte der Krieg gerade diesen Letzten und Liebsten mit zarter Hand ihr aus dem Haus geholt. Erst hatte sie gedacht, der Zwiespalt würde sie töten. Aber mit der Zeit fand sie einen Trost in dem Bewußtsein, daß ihr Sohn den Herzen nach ja doch Franzose blieb, wenn die Verhältnisse ihn auch in die Reihen der Feinde gezwungen hatten. Guy schrieb ihr regelmäßig aus dem Felde. Anfangs lag es über den Zeilen wie ein Dämpfer, als könne der Junge sich in seinem eigenen Herzen nicht zurechtfinden. Dann aber schwang langsam das Gegenläute. Immer freier und klarer klangen die Briefe.

Und nun sollte er kommen! Er hatte Urlaub erhalten und durfte zum ersten Mal wieder in die Heimat. Frau Hoffner traute ihren Augen nicht, als sie ihn, zum Manne gereift, in den Armen hielt. Zwischen Lachen und Weinen fand sie immer nur dieselben Worte: „Mon enfant, mon enfant chéri!"

Dann betrachtete sie ihn von allen Seiten, und sie mußte zugeben, daß er gar nicht gequält und abgezehrt, sondern gesund und fröhlich vor ihr stand. Darüber hätte sie sich freuen sollen. Und doch mischte sich in diese erste Freude des Wiedersehens ein banges Gefühl, als fürchtete sie, daß sich der große Junge draußen im Felde anders entwickelt haben könnte, als sie es wünschte.

Guy berichtete in den folgenden Tagen völlig unbefangen von seinen Erlebnissen und neuen Erfahrungen. „Ich komme mir wie Columbus vor, der ein unbekanntes Amerika entdeckt hat. Liebe Mutter, du mußt mir auf mein Schiff folgen und mit auf Entdeckungsreisen gehen."

Nach Deutschland?" fragte sie erschrocken.

Da lachte der Junge und meinte, auch er habe sich in den ersten Wochen vor dem fremden Lande gefürchtet, bis er es kennen und lieben gelernt habe. „Sieht du, das ist der große Fehler. Wir machen uns Zerrbilder von den Deutschen. Alles, was von ihnen kommt, wird bemängelt und bespöttelt, während alles Französische rücksichtslos als etwas Vollkommenes hingenommen wird. Jetzt aber weiß ich, wo ich hingehöre, und welche Kraft und Tüchtigkeit in diesem Volke steckt. Schau, Mutter, und nun mußt auch du deine Vorurteile überwinden und dieses Deutschland, wie ich es kenne, schätzen lernen."

Die Mutter regte sich nicht. Wie zu Stein erstarrt stand sie vor ihm. Also war das Gefürchtete und halb Geahnte doch gekommen? Die paar Kriegsmonate waren stärker gewesen, als die Bande des Blutes, als Erziehung und Ueberlieferung. Aus ihrem Guy hatten die Deutschen einen der Ihren gemacht. Und plötzlich schmiegte sie sich dicht an ihn, in dem leidenschaftlichen Bestreben, ihn auf seinem Weg zurückzuhalten.

Sie sprach von vergangenen Zeiten, vom Vater, der sich 70 mit aller Gewalt gegen eine Abtretung von Elsaß-Lothringen eingesetzt hatte, vom Bruder, der jetzt im Kriege Offizier der Ehrenlegion geworden war. Alte Erinnerungen wurden wach. Längst Vergessenes stieg wieder auf.

Guy war ein kleiner Bub. Der Großvater Dijon hielt ihn auf den Knien und lehrte ihn die alten französischen Lieder:

Marlborough s'en va-t-en guerro
Mironton-ton-ton Mirontaine ....

Zur Belohnung durfte er dann Papas Käppi aufsetzen und den großen Säbel umschnallen; dasselbe Käppi und denselben Säbel, den man später dem Toten mit ins Grab gab. Und dann war es Sommer. Er schritt mit den Geschwistern durch die blühenden Wiesen, und sie pflückten um die Wette roten Mohn, weiße Margueriten und blaue Kornblumen, um dann zu Haus alle Zimmer mit diesen Tricolorefarben zu schmücken. Oft an Winterabenden, wenn alle Läden geschlossen waren und der Schnee leben Laut von draußen erstickte, hatte sich die Mutter ans Klavier gesetzt und leise die Marseillaise gespielt. Im alten Kamin knisterten die Holzscheite. Die Silberleuchter mit den Wachskerzen warfen abenteuerliche Lichter in den halbdunklen Raum, und ganz sacht folgten die Stimmen den Noten: „Allons, enfants de la patrie — —"

Und viel später die Hochzeit der ältesten Schwester in Paris.

Papas begeisterte Rede und die Antwort des französischen Ministers, die in den Worten ausklang: „La France n'oublie pas!" Weißt du noch, Guy, weißt du noch?" Ob er es noch wußte. In der Dämmerstunde dieses scheidenden Tages schien es ihm, als hielte eine fremde Gewalt sein Herz umklammert.

Die Mutter fühlte, wie sein Atem stockte, wie die Vergangenheit in seiner Seele an Boden gewann. Sie legte ihren Arm um seinen Nacken: „Im Namen deines Vaters, Guy, bleib deinem alten Vaterland, bleib uns allen treu." „Euch treu?" Das wirkte wie das Signal vor dem Sturm. Guy war aufgestanden. Er dehnte die jungen Glieder, als erwache er aus einem schweren Traum. „Weißt du, Mutter, daß mich das zum Verräter machen würde?" Sie erschrak über den harten Klang seiner Stimme.

„Von Erinnerungen lebt man nicht," fuhr er heftig fort. „Das macht den Menschen innerlich kaput. Euch allein trifft die Verantwortung. Wenn ein Franzose aus mir werden sollte, hättet Ihr mich bei Zeiten nach Frankreich bringen sollen. Entweder — oder —; ein Dazwischen gibt es da nicht." Nun hatte er die Sprache wiedergefunden. Die Vergangenheit hatte keine Gewalt mehr über ihn. Daß er nur einen Augenblick hatte schwach werden können! Er hatte doch die Mutter gewinnen und ihr die Augen öffnen wollen.

Da begann er zu erzählen. Ein Bild reihte sich an das andere, das Schützengrabenleben, die erbitterten Kämpfe, die treue Kameradschaft, alles gemeinsam Durchfühlte, das die Menschen so fest aneinander band. Und dann dämpfte er die Stimme. Er war an dem großen Ereignis angelangt, dem er seine volle innere Wandlung verdankte.

Ganz klar trat das Erlebte wieder vor seine Augen. Es war eine wundersame mondhelle Nacht in den Argonnen. Er stand auf Vorposten mit einem Kameraden. Eine heiße Sehnsucht nach seinen Vogesenbergen hatte ihn ergriffen. Plötzlich fühlte er einen eisernen Griff um sein Bein. Wie eine Schlange hatte sich ein Senegalneger zwischen den hohen Gräsern an ihn herangeschlichen. Er sah noch das Grinsen im Gesicht des Schwarzen, den blanken Stahl des langen Messers, die breite Tatze, die seinen leisen Schrei zu ersticken suchte, dann versank alles vor ihm. „Als ich erwachte, sah ich in die hellen Augen meines Kameraden, der mir zu Hilfe geeilt war. Er hatte den Neger niedergestreckt und pflegte mich wie ein Bruder, bis wir ungesehen zu unseren Linien zurückkehren konnten." In sah aufwallender Rührung nahm Guy die Hand seiner Mutter: „Verstehst du nun, daß ich ein Deutscher geworden bin?"

Sie blieb kalt und unbewegt, wie in einem Bann gefangen. „Du, ein Deutscher," wiederholte sie nur langsam. „Wenn das dein Vater wüßte! Er hätte dich lieber als Franzosen sterben, denn als Deutschen wiederkehren sehen." „Und du, Mama?" fragte er weich. Aber sie fand kein verjöhnendes Wort, obwohl ihr das Herz vor Weh zu zerspringen schien. „Ich auch," sagte sie dumpf.

Wochen waren seit jenen schweren Urlaubstagen vergangen. Der junge Hoffner hatte draußen im Feld seinen Frohsinn bald wiedergewonnen. Aber für die Mutter schleppten sich die Tage endlos lang dahin. Sie hatte keine Brücke zu ihrem Sohn gefunden und vermochte auch in ihren Briefen nicht den früheren zwanglosen Ton anzuschlagen. Man traf sie mehr auf der Straße. Besuchern war ihre Tür verschlossen. Sie war zu stolz, um ihre Tränen und ihren Schmerz zu zeigen, und lebte hinter geschlossenen Fensterläden.

Aber dann kam plötzlich eine Stunde, die sie jäh aus dieser Ohnmacht riß. Ihr Sohn war bei einem Sturmangriff durch einen Kopfschuß tödlich getroffen worden. Da war es, als brächen in dem Herzen der Mutter die Mauern einer Festung zusammen. Sie gedachte der Stunde, da sie gewünscht hatte, ihren Sohn lieber tot, als zum Deutschen gewandelt zu sehen, und mit dem Schmerz um den Verlust ihres Jungen verband sich eine nagende Reue, das Bewußtsein, daß es nun zu spät war, um alles wieder gut zu machen.

Die Freunde im Städtchen meinten, der Kummer habe die reiche Frau Hoffner sehr verändert. Ihre Haare waren weiß geworden, und das Leid hatte tiefe Furchen in ihr Gesicht gezogen. Auch ging sie jetzt immer etwas gebückt, als könne sie nicht ganz die Last ihres Schmerzes tragen.

Aber aber noch etwas staunten die Städter. Die Fensterläden in dem großen Besitz waren nicht mehr heruntergezogen. Man sah die alte Dame oft am Fenster sitzen, und wenn Feldgraue vorübermarschierten, öffnete sich ein Flügel. Blumen und Zigarren wurden herausgereicht, und eine runzlige Hand winkte mit einem weißen Taschentuch, bis der letzte deutsche Soldat um die Ecke der Straße verschwunden war.

Frühlingsmorgen.

Wach auf, mein Herz! Die Morgenwinde wehen,
Die Fenster sind umrahmt von Blütenzweigen;
Laß deines Dankes Jubelhymnen steigen,
Im frisch und fromm ans Tagewerk zu gehen.

Des Himmels Segen darfst du wohl erflehen,
Er gibt dir Kraft, er wird den Weg dir zeigen;
Der Lenz entfaltet — zerflattern werden Reigen
Und Blütenschmuck, und du wirst einsam stehen.

Wach auf, mein Herz! Zeigt kannst du Wunder schaffen!
Beuthe deines Lebens gold'nen Morgen!
Der Lenz verblüht — du selber wirst erschlaffen,
Du wirst verbittert sein von Gram und Sorgen —
O träume nicht in diesen hellen Tagen;
Jetzt trägst du Blüten — Früchte sollst du tragen!

P. Brüning, Halle a. S.,
z. Zt. in Herschot im Lazarett.

Die Hose.

Eine kleine Geschichte
von Felix Freiherrn von Stenglin.
(Nachdr. verb.)

Unser Oberlehrer kam im allgemeinen sehr gut mit seinen Jungen aus. Weshalb? Aus dem einfachen Grunde, weil er natürlich war, weder schwankend und unmännlich, noch gespreizt und überlegen. Nichtsdestoweniger versuchten wir unsere Ueberlegenheit an ihm, denn jedes Geschöpf wünscht sich zunächst einmal in einer Art zur Geltung zu bringen, die ihm gemäß ist, die Jugend also nicht gerade durch den Lerntrieb — der kommt erst in zweiter Linie — sondern durch Uebermut.

Einige kleine Angriffe waren so schnell abgeschlagen, daß uns sofort der Wind aus den Segeln genommen war und keinerlei Genugtuung in uns zurückblieb. Da kam es eines Tages zum Hauptvorstoß, denn ein innerer Drang sagte uns, daß etwas Entscheidendes geschehen müsse, um unser gegenseitiges Verhältnis auf den richtigen Boden zu bringen.

Der Oberlehrer hatte — es war in der Quarta — schon eine ganze Weile Vokabeln abgefragt, als er bemerkte, daß der Knabe Lindemann fehlte.

„Wo ist Lindemann?" fragte er und sah mit seinem scharfen Blick durch die Gläser des Kneifers über die Klasse hin.

Da erhob sich langsam der lange Jakob Schlicht, auch Furzweg der lange Jakob genannt, und blieb, wie das seine Art war, mit gebogenem Rücken stehen, weil er sich nämlich seiner Länge schämte. Wer ihn kannte, wußte das verschmitzte Lächeln auf seinem Gesicht zu deuten. Er hatte schon manchen der unbeliebten Herren zur Verzweiflung gebracht. Es war die Frechheit in Person, die man da vor sich aufstehen sah, ohne einstweilen, ehe sie sich vollständig entlud, etwas gegen sie unternehmen zu können. Solch ein Frechdachs kann allerdings die Disziplin der ganzen Klasse gefährden.

„Nun, Schlicht? Ist er krank?"

„Nein!" sagte der lange Jakob. — O dieses Nein! Es lag eine ganz Welt von Möglichkeiten darin, und einige, auf die er immer eine besonders aufreizende Wirkung ausübte, begannen schon zu lachen — nur über die Art, mit der dies „nein" ausgesprochen wurde: vertraulich-unverschämt.

Der Oberlehrer schien davon nichts zu bemerken.

„Nun? Heraus mit der Sprache! Was ist ihm?"

„Er hat keine Hose", war die mit engelsgleicher Sanftmut gesprochene Antwort, der ein wiehendes Gelächter der Klasse folgte.

Der Oberlehrer wartete einige Augenblicke, bis dieser Ausbruch sich gelegt hatte, was verhältnismäßig schnell geschah, da man gespannt darauf war, wie der Lehrer sich in diesem verzwickten Fall benehmen werde. Lindemann war ein Sohn armer Eltern, der eine Freistelle hatte, und es war wohl denkbar, daß er am Notwendigsten Mangel litt. Der lange Jakob hatte sich wieder gesetzt und weidete sich förmlich an dem Anblick des Lehrers, von dem er glaubte — wie wohl fast die ganze Klasse — daß er sich in tödlicher Verlegenheit befinde. Das wollte man ja nur. Jakob Schlicht hatte ausdrücklich den armen Kerl, den Lindemann, veranlaßt, zu Hause zu bleiben, um die famose Sache in Szene setzen zu können. Da sagte der Oberlehrer, auf dessen Gesicht nur für einen Augenblick ein ganz kleines Lächeln erschienen war:

„Es gibt nichts zu lachen, wenn einer arm ist. Bildet euch nicht ein, etwas voraus zu haben, wenn ihr Söhne reicher Eltern seid. Schafskopf bleibt Schafskopf, das merkt euch!"

Damit war der erste Teil der Handlung, der nur sozusagen den Auftakt bilden sollte, vorüber. Von neuem erhob sich Jakob Schlicht, stand mit gekrümmten Rücken da und sah unseren Oberlehrer von unten herauf an.

„Was gibt's noch?"

„Ich wollte mal fragen, Herr Oberlehrer, ob ich dem Lindemann vielleicht 'ne Hose bringen könnte?"

Ich denke mir die Kunst des Lehrers inmitten einer Herde von vierzig Schülern ungefähr wie die des Feldherrn im Kampf. Bei beiden kommt alles darauf an, in gegebenen Augenblick mit Geistesgegenwart den rechten Entschluß zu fassen.

Unser Oberlehrer witterte offenbar sofort eine Heimtücke. Er konnte einen Riegel vorschieben und die Erlaubnis verweigern, dann hätte er allerdings darauf rechnen können, während des Restes der Stunde fortgesetzten stillen Widerstande zu begegnen. Anderseits war es nicht ungefährlich, den Dingen freien Lauf zu lassen. Wenn der Oberlehrer sich trotzdem dazu entschloß, so mußte er wohl gewiß sein, die Bewegung in der Hand zu behalten. Doch tat er Jakob Schlicht nicht den Gefallen, ihn wegen seines Edelmutes zu loben, sondern antwortete nur kurz:

„Vorwärts, los! Aber beeilen!"

Der lange Jakob beeilte sich wirklich. Schon nach einer viertel Stunde öffnete sich die Tür, und der junge Lindemann, dessen Eltern nicht weit von der Schule wohnten, erschien mit den Beinkleidern Jakobs, die ihm in dichten Falten auf die Stiefel fielen. Der Scherz näherte sich seinem Gipfelpunkt. Der Anblick des Schülers war überwältigend komisch, was denn auch in reichlichen Lachen und Kichern der Klasse seinen Ausdruck fand. Selbst über das Gesicht des Oberlehrers ging ein gutmütiges Lächeln.

„Krempe die Hose auf!"

Nachdem dies vollzogen war, wobei verschiedene der nahe Sitzenden mit Feuereifer halfen und die Angelegenheit eher verzögerten als förderten, war doch endlich der Augenblick gekommen, da der gute Lindemann in einigermaßen annehmbarem Aufzuge vor dem Lehrer stand. Gleichzeitig trat wieder erwartungsvolle Stille ein.

„Setzen!" sagte der Oberlehrer zu Lindemann. Doch gleich darauf fügte er hinzu: „Wo ist Schlicht?"

Atemlose Spannung.

„Der ist bei uns zu Hause."

„Warum?"

Und jetzt kam es heraus, etwas zaghaft zwar, aber doch so deutlich, daß die ganze Klasse es verstehen konnte:

„Er hat keine Hose."

Orkanartiges, wieherndes Gelächter. Und dabei doch eine neue Spannung in den Gesichtern: Wie wird er sich herauswickeln? Kann er es überhaupt? . . . Ja, er konnte es. Man mußte es ihm lassen, er ließ sich nicht verblüffen und wußte mit natürlichem Instinkt das Nächstliegende und Vernünftige zu treffen.

„Geh sofort zurück und sage ihm, er soll wählen, ob er die Prügel mit oder ohne Hose haben will, jedenfalls soll er sofort kommen. Marsch!"

Ein erstauntes, beifälliges, ehrfurchtvolles Raunen, dazwischen fröhliches Auflachen, ging durch die Klasse, die im übrigen gar keine Zeit fand, sich länger mit dem Vorgegangenen zu beschäftigen, denn es wurde sofort im Unterricht fortgefahren, und nachdem der erste wegen Unaufmerksamkeit seinen Tadel im Klassenbuch von hatte, herrschte eine angesichts der Lage immerhin erfreuliche Aufmerksamkeit.

Daß die beiden Jungen — beide mit Hosen — kurz vor Stundenschluß erst zurückkamen, ließ sich erwarten. Ehe der lange Jakob sich in seine Bank begab, hielt ihm der Oberlehrer eine kleine Ansprache.

„Du glaubst einen sehr guten Witz gemacht zu haben, und um dieses Glaubens willen seien dir die verdienten Prügel erlassen, denn so was ist ein schönes Gefühl, und davon gibt es wenig im Leben. Du wirst aber, ebenso wie Lindemann, die versäumte Stunde nachsitzen, und zwar du heute und Lindemann morgen."

Man fand auch jetzt noch, daß der Spaß kostbar gewesen war, daneben aber fühlte man, daß unser Oberlehrer seine Generalprobe vorzüglich bestanden hatte, denn er hatte keinen Augenblick aufgehört, die Lage zu beherrschen. Und damit hatte er sich die volle Achtung der Klasse erworben, und dementsprechend war das Verhältnis zwischen ihm und uns von da an so gestaltet, daß nichts Ernstliches mehr vorkam. Ja, selbst der lange Jakob entsagte, denn er hatte seinen Meister gefunden.

Aus der Welt der Frau.

Weil's mehr als Gold und Perl' Der Schönheit Zier verleiht, So nenn' ich's Blümchen Wunderhold', sonst heißt's Bescheidenheit. Bürger.

Alles, was ich erlaube, ist nur, es mit süßer Erinnerung. Würzt' es mit Hoffnung; sie sind lieblichste Würzen der Welt. Goethe.

Etwas von billigen, fettarmen Speisen.

Plauderei von L. Malten.

Niemals hat die Küche und alles, was sich um diese wichtige Einrichtung dreht, mehr Raum eingenommen als jetzt. Was für neue Marmeladen, Klöße, Speisen und Tränkchen haben ihren Weg — nein, ihren Siegeszug in die deutsche Küche gehalten! Und der erfinderische Geist unserer Hausfrauen macht nirgends Halt. Sie suchen immer weiter. Und diese erfreuliche Tatsache zeitigt Gutes. Andererseits führt es freilich auch zu Irrtümern. Andesen: Durch Nachr zum Licht! Da habet eine Tasse Mehl und ein Löffel Butter nicht ganz das ergiebige Resultat liefert, darf niemand abschrecken. Eine findige Hand wird am Ende auch noch mit einem kleinen „Mittag" etwas anzufangen wissen. Einen zu festen Kloß- teig z. B. kann man probiert solchen Beherrscher der Mittagstafel natürlich, kann man gut mit einem Löffel Backpulver zu Leibe rücken, um ihm von seiner Schwere etwas zu nehmen.

Dabei fällt mir ein: Kartoffeln sind hierzu ein, der für die Kriegsküche ausgezeichnet ist. Nicht nur billig, sondern auch wohlschmeckend! Er kann mit Backobst genossen werden oder zu einer Braetenkuchen — nur über die Art, mit der dies „nein" ausgesprochen wurde: vertraulich-unverschämt.

Der Oberlehrer schien davon nichts zu bemerken.

„Nun? Heraus mit der Sprache! Was ist ihm?"

„Er hat keine Hose", war die mit engelsgleicher Sanftmut gesprochene Antwort, der ein wiehendes Gelächter der Klasse folgte.

Der Oberlehrer wartete einige Augenblicke, bis dieser Ausbruch sich gelegt hatte, was verhältnismäßig schnell geschah, da man gespannt darauf war, wie der Lehrer sich in diesem verzwickten Fall benehmen werde. Lindemann war ein Sohn armer Eltern, der eine Freistelle hatte, und es war wohl denkbar, daß er am Notwendigsten Mangel litt. Der lange Jakob hatte sich wieder gesetzt und weidete sich förmlich an dem Anblick des Lehrers, von dem er glaubte — wie wohl fast die ganze Klasse — daß er sich in tödlicher Verlegenheit befinde. Das wollte man ja nur. Jakob Schlicht hatte ausdrücklich den armen Kerl, den Lindemann, veranlaßt, zu Hause zu bleiben, um die famose Sache in Szene setzen zu können. Da sagte der Oberlehrer, auf dessen Gesicht nur für einen Augenblick ein ganz kleines Lächeln erschienen war:

„Es gibt nichts zu lachen, wenn einer arm ist. Bildet euch nicht ein, etwas voraus zu haben, wenn ihr Söhne reicher Eltern seid. Schafskopf bleibt Schafskopf, das merkt euch!"

Damit war der erste Teil der Handlung, der nur sozusagen den Auftakt bilden sollte, vorüber. Von neuem erhob sich Jakob Schlicht, stand mit gekrümmten Rücken da und sah unseren Oberlehrer von unten herauf an.

„Was gibt's noch?"

Mit der Zukunft der Kriegsgetrauten

beschäftigt sich Magistratsassessor Dr. Jung in der „Sozialen Praxis". Zufolge des Krieges sind zahlreiche Ehen geschlossen worden bei denen von der Gründung eines eigenen Hausstandes Abstand genommen wurde, und wo die junge kriegsgetraute Frau einweder im Elternhause oder in ihrer Arbeitsstelle verblieb. Wenn nun die Ehemänner nach Friedensschluß in die Heimat zurückkehren, und sich der Sorge um die Gründung eigenen Ehepaare nicht über die Mittel zur Einrichtung eines Haushaltes verfügen.

„Es liegt nahe, bei Beantwortung dieser Fragen schleunigst zum Kauf von Vorhandenem in der gewohnten Abzahlungsgeschäfte zu verweisen, die infolge ihrer ausgedehnten Einrichtungen in kürzester Frist in der Lage sein dürften, einen Haushalt einzurichten. Es steht auch zu erwarten, daß in vielen Fällen die Kriegsgetrauten, besonders soweit sie einfachen, unbemittelten Kreisen entstammen, sich der Einrichtung dieser Geschäfte bedienen werden und sogar bedienen müssen. Dieser Weg aber muß die Gefahr mit sich, daß die junge Ehe von vornherein mit einer erheblichen Schuldenlast beginnt, was um so drückender wirken muß, wenn man bedenkt, daß den Heimgekehrten auch noch die Sorge um die Erlangung einer lohnenden Stellung obliegt und er nach der langen Kriegsabwesenheit wie jeder andere Feldzugsteilnehmer längere Zeit noch zur wirtschaftlichen Erstarkung bedarf. Die Abzahlungsgeschäfte sind nun aber dazu übergegangen, ihre Waren zu einem erheblich höheren Preise abzugeben wie andere Geschäfte, die nur gegen Kasse verkaufen. Die lange Zahlungsfrist, der Zinsverlust, die Ungewißheit, ob der Käufer in Zukunft die Zahlungen einhalten wird oder kann, die Gefahr, die vorgeschossenen Sachen nach Jahr und Tag in völlig verbrauchtem und nicht mehr verwendbarem Zustand ohne Aussicht auf Schadloshaltung zurückzuerhalten usw., bilden für die Abzahlungsgeschäfte den Anlaß, von vornherein schwarte auszureicht; dürfte also für unsere fettarme Kriegsküche besonders zu empfehlen sein.

Die **böhmischen Dalken** lassen sich noch einfacher herstellen: man mengt 1½ Pfund Kriegsmehl mit ½ Liter Milch, oder dann Wasser bald Milch, einem Ei und der Hälfte Hefe wie oben, gibt nach Geschmack Salz dazu und läßt die Masse gehen. Dann formt man kleine Kugeln, legt sie auf ein leicht gefettetes Blech und läßt sie noch einmal aufgehen. Dann werden sie in der Bratröhre gebacken, mit Zucker und Zimt bestreut und warm gegessen. Je nach Wunsch und Vermögen kann man auch noch Butter drauf träufeln, oder sie mit Marmelade bestreichen. Besonders schmackhaft sind sie mit Apfelmus.

Diese billigen Mehlspeisen haben den großen Vorzug, daß sie unsern Fleischbedarf strecken helfen und überdies dazu beitragen, der deutschen Hausfrau die Führung einer abwechslungsreichen und zugleich sparsamen Küche zu erleichtern. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß die Zierlichkeit der Zubereitung und der saubere Zuschnitt des Auftragenen, und wenn es nur Kartoffeln in der Schale wären, auch dem bescheidensten Gericht einen Reiz verleiht, der der Kriegsküche von allen Nöten der Zeit nicht genommen werden kann.

Der Blumenhut.

Von Dr. J. Stanjek.
(Nachdruck verboten.)

In der diesjährigen Frühjahrs- und Sommermode der weiblichen Kopfbekleidung herrscht der Blumenhut, oder besser gelagt der sogenannte Blumenhut, vor. Wirkliche Blumenhüte tragen heute nur die Samoanerinnen, die gewiß, besonders große bei ihnen wachsende Blüten als Hut auf den Kopf stülpen und die, sobald der erste Durst gestillt ist, in der glücklichen Lage sind, ihren Hut, der Natur, einen sunfelnagelneuen Hut zu erhalten, der noch den besonderen Vorteil gewährt, daß ihn diese Perle einer Modistin nicht nur ganz bedeutend unter den Selbstkosten, sondern sogar völlig umsonst liefert. Bei uns wachsen aber solche Blumen nicht wild, und wenn man sie in Treibhäusern ziehen wollte, würde sich der Preis einer derartigen Kopfbedeckung infolge der Notwendigkeit, sie täglich zu erneuern, ganz bedeutend verteuern. Unsere Damen müssen sich also die künstlichen Blumenhüte gefallen lassen. Die Verfertiger und die Verkäufer der künstlichen Blumen dürfen sich freuen, daß sie ihre großen Vorräte jetzt gut losswerden.

Ein Botaniker allerdings, der diesen Blumenflor näher in Augenschein nimmt, wird freilich

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191604168/fragment/page=0002